

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 297.

Dienstag, 21. Dezember.

1915.

(2. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

2.

Zehn Minuten vor Abgang des Express-Zuges war Duch und deren Begleiter am großen Zentralbahnhof New Yorks. Geschäftig sprang ein Träger hinzu und nahm das wenige Gepäck, das von dem jungen Mädchen mitgebracht wurde, zu sich. Als sie durch das Tor in die menschenüberfüllte Vorhalle treten wollten, kam ihnen schon Hopkins mit dem Herrn aus dem Warenhaus entgegen.

„Alles in Ordnung“, berichtete der Letztere. „Wir haben zwei große Koffer gerichtet; einer enthält Kleider und Hüte, sowie Schuhzeug, der andere Wäsche, sowie die sonstigen Toiletteartikel. Sie stehen bereits in Ihrem Schlafraum, Madam. Hier sind die Schlüssel.“

Mechanisch nahm Duch die vier zierlichen Dinger entgegen und behielt sie in der Hand. Sie beachtete kaum, daß die Herren sich empfahlen. Von dem hastig sich einen Weg durch das Menschengewühl bahrenden Snyder geführt, betrat sie gleich darauf die riesige Abfahrrhalle. Der elegante Zugausgang, wohl der schnellste der Welt, stand schon zur Abfahrt bereit. Wie im Traum fühlte sich Duch an den letzten Wagen herangeführt, ein wahres Ungetüm, ganz in Eisenbeinfarbe gehalten, reich mit Gold verziert und mit einer Reihe übergroßer blinkender Spiegelfenster versehen.

Ganz verwirrt nahm sie wahr, wie ein farbiger Diener hurtig einen gepolsterten Leitertritt herbeirückte, um ihr das Besteigen des Wagens zu erleichtern. Dann stand sie, immer diskret von dem nachfolgenden Snyder vorangeführt, vor dem goldstrotzenden Eisengeländer der Plattform und nahm mit steigender Verwunderung wahr, wie sich eine breite, aus mehrzölligem Kristallglas bestehende Tür lautlos vor ihr beiseite schob und ihr den Eingang in das Innere des Salonwagens freigab. Wie sie nun, immer wieder von Snyder sorglich dirigiert, den Fuß weitersetzte, fand sie sich zu ihrem unbefröhenlichen Erstaunen plötzlich in einem vollständigen Zimmer. Und in was für einem Zimmer! Wohin sie auch den Blick wandern lassen mochte, überall traf er auf Eleganz, behaglichen Luxus, verschwenderische Pracht.

Duch wendete sich ängstlich nach Snyder um. „Aber — aber das ist doch kein Eisenbahnwagen — für gewöhnliche Reisende, meine ich!“ stotterte sie befangen. „Da sind ja Tische und Stühl, Sofas an den Wänden und Bilder und Teppiche!“ Sie wagte kaum, auf den Letzteren zu sehen, so weich versank sie in ihnen; man hätte auf ihnen schlafen mögen, so köstlich erschienen sie. Als Snyder nur lächelnd versicherte, daß sei alles in Ordnung, nahm ihr Blick den Ausdruck versteinerter Staunens an. Sie wußte gar nicht, wohin sie zuerst schauen sollte. Da war das Holzwerk der Wände, unfassbar fein von Künstlerhand abgetönt, mit geschliffenen Kristallpiegeln dazwischen; die Fenster bestanden aus einem einzigen Stück Kristall und liefen in reich ornamentierten Silberrahmen. In einer Nische war ein spinnwebzierlicher Blumentisch aus ge-

schmiedetem und vergoldetem Eisen aufgestellt, mit erlesenen Topfpflanzen darin, die sich wiederum in kostbaren Sevresvasen befanden.

„Nun will ich Ihnen das kleine Reich, in welchem Sie die nächsten dreißig Stunden alleinige Herrin sein werden, rasch noch zeigen“, meinte Snyder, nachdem er sich lächelnd an ihrem naiven Erstaunen ergötzt hatte. Damit öffnete er in der einen Ecke eine durch einen Pfeilerspiegel flankierte Tür und trat mit ihr in einen schmalen Durchlaß. Einige Schritte weiter blieb er stehen und deutete auf eine Tür. „Hier ist Ihr Schlafzimmer, Fräulein Elgin.“ Sie traten in ein trotz seiner Kleinheit behaglich eingerichtetes Stübchen mit einem messingenen Himmelbett darin, Waschtisch, Ankleideschrank, Toilettespiegel, einem komfortablen Schaukelstuhl und einem Etagentisch — alles in Weiß und Gold gehalten. „Da sind auch Ihre Koffer, sie passen gerade unter das Bücherregal — praktisch, was?“ Er öffnete dieses; eine Reihe gebundener Bücher wurde sichtbar. „Da suchen Sie sich aus, was Sie wollen, es werden immer die neuesten Erscheinungen eingestellt. Ich verstehe nichts davon. Hier ist die elektrische Klingel; sie steht mit dem Speisewagen in Verbindung und wird sofort einen Diener rufen.“ Damit klingelte er auch schon. „Auf der anderen Seite befindet sich der nämliche Schlafraum, den können Sie sich später allein ansehen, der dient Herrn Waltham. Daneben ist auch noch ein kleines Schlafzimmer; auf dieser Seite haben wir dafür eine Küche.“ Sie waren wieder auf den engen Gang getreten, und Snyder hatte eine andere Tür geöffnet. Duch schlug die Hände zusammen, als sie in eine vollständig eingerichtete Miniatürküche blickte, neben welcher sich ein reichlich ausgestatteter Vorratsraum befand. „Da werden Sie alle Sorten Konserven, auch Wein und dergleichen finden“, erläuterte Snyder. „Sonst waltet hier der französische Küchenchef von Herrn Waltham. Ich wundere mich, daß er keine Weisung erteilt hat, den Koch mitzuschicken; er hält auf eine gute Küche und ist bei all seiner Mäßigkeit doch ein schwer zu befriedigender Feinschmecker. Schade, Sie werden nun Ihre Mahlzeiten vom Speisewagen nebenan beziehen müssen.“

Er wendete sich dem eben eintretenden farbigen Diener zu. „Gallo, Sam!“ begrüßte er den unterwürfig Grinsenden. „Du wirst dir alle Mühe geben, das Fräulein hier aufzubehalten. Sie ist die neue Privatsekretärin von Herrn Waltham und fährt zu ihm.“ Der Nigger dienerbe. „Well, Fräulein Elgin wird gleich ihr Frühstück nehmen. Du bist ja ein findiger Kopf, Sam. Stell alles zusammen, wie's jungen Damen befaßt.“

„Die junge Lady wird zufrieden sein“, sagte Sam und verschwand.

„Und in diesem Palast soll ich wirklich fahren?“ rief Duch ganz verwirrt.

„Selbstverständlich. Vergessen Sie nicht, daß Sie

von dieser Sekunde an in Diensten von John B. Waltham stehen und vollen Anspruch auf erstklassige Verpflegung haben."

Sam streckte den Balkkopf nochmals durch die Tür. „Fahren Herr Snyder auch mit?"

„Nein."

„Dann ist's allerhöchste Zeit, aussteigen. Zug fährt eben ab."

Mit einem Blick nahm Snyder zu seinem Schreden wahr, daß eben der Bahnsteig und die Menschenmenge auf ihm ganz sachte vorüberzugleiten begann. Mit einem Satz war er auf der Plattform. „Good by!" rief er dem Mädchen noch zu und sprang auf den Bahnsteig.

Auch war ihm auf die Plattform nachgeeilt, die eine Hand auf der Brüstung, winkte sie ihm mit wehendem Taschentuch zu. Ihr liebliches Gesichtchen wies einen erschreckten, ängstlichen Ausdruck auf, als bange ihr vor der weiten Alleinreise.

Snyder winkte zurück. Immer schneller fauste der Zug in die Ferne, wurde immer kleiner und kleiner, bis er schließlich zu einem einzigen Punkte zusammengeschrumpft war.

Da wandte Snyder sich um, und sein Gesicht nahm den gewöhnlichen verschlossenen Alltagsausdruck wieder an. Die Hände in den Taschen, eine nicht angezündete Zigarre zwischen den Zähnen, schlenderte er langsam durch die Menge. Vor dem Bahnhof blieb er stehen und wartete auf den nächsten Straßenbahnwagen, der ihn „downtown" — nach Wallstreet, der Hochburg der New Yorker Finanzaristokratie, bringen sollte. Sein Mieneausdruck wurde immer verdrießlicher; er wußte selbst nicht, warum ihm eigentlich so flau zumute war. Er hatte doch das Menschenmögliche vollbracht und war den Wünschen seines Chefs in vollkommener Weise gerecht geworden. Doch er wurde das unbehaagliche Gefühl nicht los, als ob trotz alledem etwas nicht in Ordnung sei. Die Sache war gar zu wunderbar! Der weiberfeindliche Herr Waltham und eine Stenographin mit Engelsmien! Na, jedenfalls war er auf die nähere Erklärung dieser Geschichte begierig.

Wieder im Geschäft angelangt, fand er alle Hände voll zu tun. An der Börse war Hochflut. Der Börsenagent der Firma ließ ihn kaum vom Telephon kommen, es hagelte Anfrage über Anfrage. Dazu waren Besucher in Menge erschienen, die geschäftliche Angelegenheiten von Wichtigkeit zu besprechen wünschten. Kurzum, Snyder sah sich vor einer solch umfassenden und seine Person derartig in Anspruch nehmenden Tätigkeit, daß er im Laufe der nächsten Stunden den verwunderlichen Einfall des Minenkönigs völlig vergaß.

(Fortsetzung folgt.)



Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst besieht,
Bleibt immer knecht.

Goethe.

Sonnenwende.

Von Th. Schwabe (Waldenburg).

Nach und nach ist das weite Land in winterliche Verlassenheit hineingeraten, die nur belebt wird durch tägliche Arbeit, durch Nachrichten von neuen Siegestaten, durch den wehmütigen Glanz, der in diesem zweiten Kriegsjahr den Ioumenden Festen von Weihnachten und Neujahr vorausstrahlt. Nun ist das Jahr an der letzten Station winterlichen Dunkels angelangt: am 22. Dezember dreht die Sonne ihr Steuerrad und nimmt den Kurs wieder zu unseren Gestirnen. Wir wissen es: von diesem Tag an nimmt das Licht zu, Minute zu Minute. Die Erfahrung hat es uns gelehrt, auch wenn die Sternkunde nichts davon offenbaren würde. Sonnenwende!

In diesen Tagen spärlichen Lichtes ist es schön, abends die Sonne noch zu grüßen, bevor sie untergeht. Da mag es vorkommen, daß die nahen Tannenwälder schon in Dunkel gehüllt schlafen, während über ihnen der ganze Lebenshimmel in brennend rotem Schein sich weitet. Wie beglückendes Nordlicht hat uns in anderen Jahren diese abendliche Lohe gebürstet oder wie Goldgrund auf dem Bild eines Malers aus alter Zeit. Wunschlos haben wir sonst diesem letzten Spiel der Sonne nachgeschaut.

Wie anders heuer! Unsere Gedanken und Wünsche wandern der sinkenden Sonne nach, wandern in fremdes Land, zu Vätern von Brüdern und Vätern, deren Lebenssonne da drüben für immer ins Totenreich gestiegen ist. Und der Brand am Himmel will uns scheinen wie schreckhafter Farbenwiderhall einer belagerten Stadt, die in Flammen steht.

Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn das Licht wieder wächst. Wir Menschen ahnen, daß etwas Besonderes im Leben der Erde vorgeht. Die Naturwissenschaft lehrt, daß die winterlichen Knospen von dieser Zeit an sich ändern. Licht bedingt Leben, Finsternis Tod. Der Lichtstrahl schafft Leben, er ist Erwecker alles naturhaften Lebens. Auf Sonne und Licht und Wärme sind vor allem wir Menschen angewiesen. Licht ist auch gleichbedeutend mit Erkenntnis: je mehr wir gründlich wissen, desto inniger leben wir in geistigem Licht.

Daher die göttliche Verehrung, die manche hochstehenden Kulturvölker der Sonne bezeugten. Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin enthält neuere Ausgrabungen aus der ägyptischen Königsstadt Tell-el-Amarna, einer Gründung des kunstfertigen Amenophis IV. um 1375 v. Chr. Kaum ist dieser Herrscher zur Regierung gekommen, beginnt er mit Macht seine Reformgedanken zu verwirklichen: den reinen Sonnendienst durchzuführen. Er haßt Amon, den alten Gott seiner Väter, verläßt dessen Stadt Theben und baut sich und seinem Gott eine neue. Nun entsteht eine Kunst voll lebhaften Naturismus und fast modern feinfühlig. Ein Bild ist erhalten, in dem der König sich und seine Gemahlin unter den Schutz des neuen Gottes stellt, der seine Strahlen reichlich herabsendet. Der König dichtet mit außerordentlicher und doch schlichter Kunst einen großen Hymnus an die lebenspendende Kraft der Sonne.

Der Glaube an diese göttliche Kraft ist sein vornehmstes Dogma, seine tiefste Überzeugung. Und kein anderer Gedanke als dieser gab dem Mithrasdienst festen Halt, dem Dienst des Sonnengottes, der in den ersten Jahrhunderten des Christentums eifrig gepflegt wurde. So gewaltig wirkte die Sonne auf das Gemüt der Menschen. Sie erkannte im Sonnenstrahl ein göttliches Prinzip alles Lebens.

Und diese schöpferische Macht der Sonne erschien dem Alten als unbeflegbar. Sie ist in der Tat unbefleglich. Zit wenigstens noch nie besiegt worden. In der Sammlung vaterländischer Altertümer zu Stuttgart steht eine römische Tempelaufschrift: „Dem unbeflegbaren Sonnengott hat diesen Tempel von Boden auf wiederhergestellt Valerius Vennstus, von Mitterrang, Statthalter der Provinz Nätien." Es ist so: Aus den Kämpfen mit den Mächten der Finsternis geht die Sonne immer von neuem siegreich hervor.

In den nächsten Monaten werden wir es wieder erleben, wie die Tage länger, die Strahlen wärmer werden. Der Gott mit seinem Feuergepann wird bald am Himmel emporsteigen und später abends ins große Meer sinken. Kein noch so kühner Feind wird ihm etwas anhaben können. Seine vorgeschriebene Reise vollendet er mit Donnergang. Wie ein Feld wird er seine Bahn laufen. Er ist mächtiger als alle Herrscher der Erde, mächtiger als alle Kriegsscharen der Welt.

Wird die neue, strahlendere Sonne des kommenden Jahres auch unserm Vaterlande immer neuen Segen spenden? Wir leben des unerschütterlichen Glaubens: Licht und Wahrheit und Treue müssen siegen, werden siegen.

Dann wird die Nacht des Krieges und ihre Schreden über sein. Diese lange, ermüdende Nacht war nur eine Vorbereitung auf den langen, freundlicheren Tag der Zukunft. Fest glauben und hoffen wir, daß die Sonne unserer Heimat mit dem neuen Jahr glückhaft immer höher und höher steigt, daß wir nach schweren Zeiten gefestigt und geläutert in ihrem wärmenden Lichte wandeln werden. Auch diese Sonne, die Sonne des Vaterlandes, ist, so fühlen wir — unbeflegbar.

Aus der Kriegszeit.

Rühmes Durchschwimmen der Iser. An einem Oktobermorgen wurde die feindliche Stellung, die von der deutschen durch den hartumstrittenen Iserfluß getrennt war, in einem dreistündigen Feuerüberfall mit Minen, Handgranaten und Artilleriefeuer arg überschüttet. Als das Krachen der Minen am stärksten, der ohrenbetäubende Lärm der platzenden Granaten am größten war, bemerkte der Unteroffizier Schwedesky von einer Minenwerferkompanie aus Angermünde, daß der Gegner am jenseitigen Ufer sich in seiner Sappe zurückziehen ansetzte. Blitschnell faßte er den Entschluß, sich der Sappe zu bemächtigen. Er warf Waffen und Rod weg, stürzte sich in die in dieser Jahreszeit nicht gerade einladende Flut und schwamm mit ein paar kräftigen Stößen nach dem anderen Ufer. Sein Beispiel riß den neben ihm liegenden Kriegsfreiwilligen Kurzhaas aus Wittenberg mit. Beide Helden erreichten trotz des feindlichen Feuers glücklich das jenseitige Ufer und stürmten pudelnack ohne Waffen auf den Graben los. Dort ergriffen sie zwei, wie für sie bereitstehende, geladene feindliche Gewehre und stürzten sich auf den nächsten feindlichen Unterstand. Die überraschten Gegner — 8 an der Zahl —, die sich nicht hatten träumen lassen, daß die Deutschen sie durch den Fluß schwimmend hinterrücks überfallen würden, gaben sich gefangen. Schwedesky ging mit seinen Gefangenen bis an den Kopf der Sappe vor, nahm den dort haltenden Wachtposten ebenfalls gefangen und rief seine gegenüberliegenden Kameraden zu Hilfe. Diese waren nicht wenig erstaunt, plötzlich aus der feindlichen Sappe die wohlbekannten Gesichter ihrer eigenen Kameraden auftauchen zu sehen. Das war ein Gallo im feindlichen Feuer! Mit großem Jubel wurden die kühnen Schwimmer mit ihren sechs gefangenen Belgiern empfangen. Zum Lohn für seine wackere Tat wurde Unteroffizier Schwedesky, der bereits das Eisene Kreuz 2. Klasse vor dem Feind erworben, von seinem kommandierenden General persönlich mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet, während sein tapferer Begleiter, der Kriegsfreiwillige Kurzhaas, das Eisene Kreuz 2. Klasse erhielt.

Verwegene Vergung eines gefallenen Kameraden. Beim Abschlagen eines französischen Angriffs fielen wenige Meter vor dem feindlichen Schützengraben von den vorgeschickten Jägern zwei Leute, die trotz aller Bemühungen nicht geborgen werden konnten. Dem Reservisten Artur Beck aus Leipzig-Bindenau ließ es keine Ruhe, die Leiche des einen Jägers, die vom Graben aus deutlich sichtbar war, unberührt zu lassen. Nachdem er eines Abends die Möglichkeiten des Geländes erkundet hatte, machte er sich am nächsten Abend mit dem Reservisten Paul Schneider aus Dresden daran, das gefährliche Unternehmen zu wagen. Keine Waffen nahmen sie mit, nur eine Zeltbahn und ein längeres Stück Telephondraht. Die letzten paar hundert Meter mußten sie sich, auf dem Bauch kriechend, an ihr Ziel heranarbeiten, denn dicht neben der Leiche befand sich ein französischer Hornposten. Das allergefährlichste Stück übernahm Beck allein, befestigte den Draht an den Beinen des Gefallenen und kroch vorsichtig zu seinem Kameraden rückwärts. Dann begannen beide kriechend den Toten am Draht hinter sich heranziehen. Von Zeit zu Zeit mußten sie etwas verschlucken und lauschten angestrengt in die Finsternis, um zu hören, ob verdächtige Geräusche beim Feind etwa andeuteten, daß sie bemerkt worden seien. So verging eine halbe Stunde voll Spannung und Aufregung. Dann erst durften sie es wagen, den toten Jäger auf ihre Zeltbahn zu betten und aufrecht gehend zurückzutragen. Sie brachten ihn glücklich herein, und er erhielt ein würdiges Begräbnis auf dem Friedhof, wo er nun unter anderen stummen Helden ruht. Leider konnten die beiden wackeren Burschen sich der Auszeichnungen, zu denen sie eingegeben waren, nicht mehr erfreuen; denn bald darauf, am 26. September, fanden sie beide in einem Nahkampf gegen Übermacht einen ehrenvollen Tod.

Kaltblütigkeit zweier Telegraphisten. Gelegentlich der großen französischen Herbstoffensive hatte der Ort X. hinter der Front durch Beschleßung mit Geschossen schwersten

Kalibers stark gelitten. Das Feuer hielt mehrere Tage an, und um Verluste zu vermeiden, wurde der Ort von den Truppen und Zivilpersonen geräumt. Nur für die Telegraphisten der dortigen Station galt es, auf ihrem Posten auszuharren. Eine eingetretene Schießpause benutzten sie, um die Leitungen, die durch das Granatfeuer vielfach beschädigt waren, wieder betriebsfähig zu machen. Bald setzte das Feuer wieder ein; der zweite Schuß traf das Gebäude, in dem sich die Fernsprechstation befand. Die Granate durchschlug die untere Wand und explodierte im Keller unter dem Stationsraum. Der Fußboden wurde hochgehoben, die Luft fiel aus den Angeln, sämtliche Fensterscheiben zersprangen und der Raum füllte sich mit dichtem Staub und Rauch. Obwohl kurz darauf weitere Granaten am Eingang des Stationsgebäudes und auch hinter demselben einschlugen, blieben die beiden Fernsprecher, Gefreiter der Landwehr Riegler aus Dresden-Lößtau und Telegraphist der Reserve Krumbiegel aus Dresden, unerschrocken auf ihrem Posten, brachten die Apparate wieder in Ordnung und befreiten noch eine Ordnung aus dem verschütteten Keller. Durch ihr braves Verhalten konnte der Betrieb auf der Station dauernd aufrecht erhalten werden. Beiden Telegraphisten wurde für die bewiesene Kaltblütigkeit und Unererschrockenheit das Eisene Kreuz verliehen.

Psychische Nachwirkungen des Russeneinfalls in Memel. Es wird natürlich erst nach dem Friedensschluß möglich sein, eine abschließende Untersuchung über den Einfluß des Kriegs auf geistige Erkrankungen in der Zivilbevölkerung, insbesondere auf ihre Entstehung und ihre Häufigkeit anzustellen. Immerhin läßt sich eine Erforschung über die Einwirkung abgeschlossener kriegerischer Ereignisse schon jetzt durchführen. Man wird daraus sicherlich auch neue Gesichtspunkte für die Bewertung psychischer Ursachen für die Entstehung geistiger Störungen gewinnen. Interessante Beiträge gibt E. Meyer (Königsberg i. Pr.) im letzten Heft des Archivs für Psychiatrie und Nervenerkrankheiten. Er macht genaue Mitteilungen über die gleichzeitige Erkrankung einer Familie unter dem direkten Einfluß des Kriegs. Das Gebiet von Memel, das bis dahin ganz von den Kriegseignissen verschont geblieben war, wurde im März von einem Einfall russischer Truppen heimgesucht. Der größte Teil der Memeler Flüchtlinge nahm seinen Weg über die Kurische Nehrung, darunter auch die Frau H. mit ihren zwei erwachsenen Töchtern, die später in die Königsberger Klinik aufgenommen wurden. Bei allen drei Kranken ergab sich das gleiche Krankheitsbild: eine traumatische Bewußtseinsstörung mit sehr zahlreichen, außerordentlich lebhaften Sinnesstäuschungen auf allen Gebieten, mit besonders vielfachen illusionären Ausdeutungen und Wahnideen, starker Angst und Erregung. Die Kranken glaubten, in russische Gefangenschaft geraten zu sein, von Russen verfolgt und verschleppt zu werden, und waren von der fogen Idee besessen, in eine Spionageangelegenheit verwickelt zu sein. Sie lebten in der beständigen Angst, sie sollten vergiftet werden und machten während der Flucht einen Selbstmordversuch. In der Klinik ging die Aufhellung ganz allmählich vor sich. Zuerst hörte die Verarbeitung der neuen Eindrücke im Sinne des Wahns auf, mehr und mehr traten Zweifel und das Streben nach Klarheit hervor, bis schließlich, namentlich unter der Einwirkung von Briefen und Besuchen, volle Krankheitsinsicht sich einstellte. Mit der Behebung der Erschöpfung, die infolge der geistigen und körperlichen Überanstrengung während der langen und höchst beschwerlichen Fußwanderung über die Nehrung eingetreten war, wurde der Krankheit der Boden entzogen. Man kann wohl annehmen, daß die gleichzeitige und gleichartige Erkrankung der Familie durch eine Art wechselseitiger psychischer Infektion sich fortentwickelt hat.

Die „Kriegsstadt“ der englischen Regierung. Eine der merkwürdigsten Folgeerscheinungen des Krieges ist die „nationale Kriegsstadt“ in England, die im Laufe der letzten Wochen auf Anordnung und Kosten der Regierung erbaut und besiedelt wurde. Den Anlaß zur Gründung dieser eigentümlichen Stadt, die in der „Daily Mail“ ausführlich geschildert wird, gab die Notwendigkeit, dem Munitionsmangel auf jede mögliche Weise abzuhelfen. Zu diesem Zweck verlangte das Munitionsministerium ausgedehnte Fabrikanlagen auf freier Erde sowie die dazu gehörigen Wohnungen und öffentlichen Lokale für einige tausend Arbeiter. Da aber keine den Ge-

fordernissen der Regierung entsprechende Ortlichkeit zur Verfügung stand, nahm die Regierung selbst den Bau in Angriff, und so entstand die erste staatliche Stadt, das heißt: eine Stadt, deren Häuser, Straßen, Betriebe, Gasthöfe usw. Eigentum der ganzen Nation sind. Die Anlage dieser nationalen Kriegsstadt ist ebenso neu wie einfach. Die Straßen sind alle schnurgerade der Länge und Quere angelegt, und statt besonderer Namen tragen sie als Bezeichnung die Buchstaben des Alphabets mit Hinzufügung des Wortes „Ost“ oder „West“, so daß das Adressenwesen der Stadt ein paradiesisches Ideal für die Postbeamten darstellt. Die besuchtesten Bau- und Lichtleitern bilden eine einheitliche Reihe in der Hauptstraße. Hier gibt es einen Kientopp, der — wie alles übrige — natürlich ebenfalls staatliches Eigentum ist. Es ist das erste nationale Kino, höchstwahrscheinlich überhaupt das erste Regierungs-Kino der Welt. Gleich neben dieser staatlichen Vergnügungsstätte befindet sich die nationale Kolonialwarenhandlung, in der die Bewohner ihre Wirtschaftseinkäufe besorgen. Dann folgen die nationale Feuerwache und ein nationales Gasthaus. Auch eine nationale Bank- und Wechselstube ist vorhanden. Desgleichen ein nationaler Bierausverkauf. Das Telephonamt ist mit einer eigenen Zensurstelle verbunden. Gespräche innerhalb des Stadtberings sind zensurfrei, Gespräche nach außerhalb werden überprüft. Und da selbst in der nationalsten Nationalstadt die Möglichkeit geschäftlichen Vornehmens nicht völlig ausgeschlossen ist, gibt es auch ein kleines, aber festgebautes — Nationalgefängnis. Die Wohnhäuser sind in Gestalt von drei Typen einheitlich errichtet. Die eine Art stellt ein kleines Einfamilienhaus dar, dessen Riehe für je eine Arbeiterfamilie einheitlich festgesetzt ist. Die zweite Bauart ist größer und ähnelt in der Anlage einer Pension. Die dritte Bauart hat die Gestalt von Massenquartieren, die zur Aufnahme von 70 Männern oder 70 Frauen bestimmt sind. Um die Moral zu wahren, befinden sich die Baracken für Männer im Westen der Stadt, die Baracken für Frauen im Osten. Auch die Verwaltung der Nationalstadt, die demnächst in ihre Rechte tritt, geht neue und eigene Wege. Es gibt keinen Bürgermeister, keinen Staatsgeistlichen und keinen Magistrat. Ein einziger Mann, ein Regierungsbeamter, hat den Gang der Stadt zu leiten. Für diese neue Beamtenstellung wurde auch bereits ein Titel — nämlich „Stadtagent“ — gefunden. Wenn ein Hauskamin ruht oder ein undichtes Dach den Regen durchläßt, hat man sich nicht an den Magistrat, sondern an den Stadtagenten zu wenden. Wenn die elektrische Beleuchtung versagt oder ein Wasserrohr geplatzt ist, teilt man dies nicht der Elektrizitätsgesellschaft oder dem Wasseramt mit, sondern dem Stadtagenten. Der Sicherheitsdienst wird durch Polizeibeamte der benachbarten Stadt versehen, die von der Nation, d. h. von der Regierung, bezahlt werden. Alle festen und beweglichen Einrichtungen und Gegenstände der Kriegsstadt sind gemeinschaftliches nationales Eigentum. Und wenn eine Arbeiterfrau aus ihrem nationalen Haus tritt und über die nationale Straße zu einem nationalen Platz geht, um die frischgewaschene nationale Wäsche aufzuhängen, wird sie, falls der nationale Himmel grau und düster ist, vielleicht bei dem Stadtagenten eine Beschwerde einreichen, weil die nationale Sonne nicht pünktlich und trübsungsgemäß scheint.

Die geheimnisvollen Explosionen vor Paris. Seit Kriegsausbruch ist eine besondere Erscheinung im französischen Volk, die man am besten als chronisches Kriegsfieber bezeichnen könnte, nicht zur Ruhe gekommen. Wie eine Schar unheimlicher, allgegenwärtiger, ungreifbarer Gespenster spuken in den Köpfen der Franzosen die wildesten Kriegsgeheimnisse, die die einfachsten Vereinigungen zu deutschen Verschwörungen, die natürlichsten Erscheinungen des Himmels und der Erde zu ebenso gefährlichen wie versteckten Komplotten der „Boches“ machen. Zu diesen angeblichen Erscheinungen gehören auch die seltsamen Explosionsgeräusche in der Umgebung von Paris, über die zu wiederholten Malen in den französischen Zeitungen berichtet wurde. Von Zeit zu Zeit sollen die Bewohner der Pariser Vororte nächstlichere durch heftige Explosionsgeräusche aus dem Schlafe geschreckt worden sein. Natürlich wurden jedesmal sofort die wildesten Gerüchte in Umlauf gesetzt, wonach es sich um ungesessene Bepfeilmanngriffe, um die Bomben deutscher Flugzeuge oder um die Sprengung einer französischen Munitionswerkstätte durch deutsche Geheimagenten gehandelt haben sollte. Da man

aber trotz der jedesmal mit größtem Eifer angestellten genaueren Untersuchungen keine Anhaltspunkte für jene von dem Kriegsfieber der französischen Bürger in die Welt gesetzten angeblichen Missetaten fand, und da die Regierung die aufgeregten Gemüter endlich beruhigen wollte, gab sie der Öffentlichkeit kund und zu wissen, daß die verdächtigen Geräusche ganz einfach in vom Himmel gefallenen Meteorsteinen ihren Ursprung gehabt hätten. Mit dieser offiziellen Meteorologie nicht zufrieden, befahl sie das „Journal“ mit der Angelegenheit, und die Erklärung, die in der letzten Nummer der Pariser Zeitung erschien, scheint tatsächlich des Rätsels Lösung gefunden zu haben. Danach handelt es sich nicht um die von der phantastischen französischen Regierung mit bewundernswürdiger Schlagfertigkeit ausgebrüteten Meteore, sondern um eine akustische Erscheinung, die von den Physikern die „Zone des Schweigens“ genannt wird. Schon in früheren Fällen wurde von Seelenten die Beobachtung gemacht, daß bei nebligem Wetter akustische Signale von Schiffen ganz deutlich vernehmbar sind, trotzdem die betreffenden Schiffe in einer Entfernung kreuzen, die unter normalen Umständen den Schall sich nicht fortpflanzen läßt, während die Signale anderer Schiffe, die in greifbarer Nähe fahren, nicht gehört werden konnten. Auch bei der Übertragung der Perlschen Wellen im Dienste der drahtlosen Telegraphie konnten ähnliche, anscheinend völlig unlogische Beobachtungen gemacht werden. Man hat festgestellt, daß die abgegebenen Signale sich oft in gewissen näheren Luftschichten nicht äußern, um in einem entfernteren Luftraum — also nach Überwindung der Zone des Schweigens —, zu um so schärferem Ausdruck zu kommen. Demnach meint das „Journal“, daß die bewußten Explosionen eine Wirkung des fernen Kanonendonners sein könnten, was jedenfalls wahrscheinlicher erscheint als die Meteore der französischen Regierung.

Die Babus und die indische Revolution. Die letzten Nachrichten über die Ausbreitung der Aufständischen-Bewegung in Indien lenken den Blick von neuem auf den eigenartigen Charakter der indischen Revolutionen, die am treffendsten wohl in jüngster Zeit der deutsche Forschungsreisende Oskar Rauffmann gekennzeichnet hat. Es sind streng zwei Arten der Bewegung zu unterscheiden: die Revolution der „Babus“ und die kriegerischen Erhebungen in der Armee und in den Grenzprovinzen. Die Träger der ersteren, die Babus, sind indische oder europäische Beamte der Zivilverwaltung, die auf den „Madrassahs“, höheren Mittelschulen, europäisch vorgebildet sind und vermöge ihrer Zahl und Stellung besonders im Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehr eine sehr gewichtige Rolle in Indien spielen. Ein allgemeiner Aufstand der Babus, die übrigens von den Briten mit dem üblichen Hochmut behandelt werden, würde einfach die ganze Regierungsmaschine des anglo-indischen Reiches lahm legen. Ihr außerordentlich erfolgreiches Streben besteht darin, in tausend Einzelheiten die Autorität der Regierung zu untergraben, durch Pflege einer scharfen nationalen Presse die neu-indische Bewegung zu fördern und durch Attentate, besonders auf „lokale“ einheimische höhere Beamte, einen geheimnisvollen Schrecken zu verbreiten. Der Mittelpunkt der Babu-Revolution, der die Engländer ziemlich machtlos gegenübersteht, ist Bengalen, wo ihr Lord Curzon vergeblich durch die berühmte Leistung der Provinz den Boden zu entziehen suchte. Die neuesten Bestrebungen gehen auf eine Verständigung mit dem Mohammedanismus hinaus, und es scheint nach guten Nachrichten aus Niederländisch-Indien in der Tat, daß eine Art Kompromiß zwischen den Anhängern der beiden sich sonst bekämpfenden Religionen zustande gekommen ist. Nicht minder ernsthaft sind die gelegentlichen Seapoh-Empörungen der regulären Armee und die Freiheitskämpfe der afghanischen Grenzstämme, der Afridi, Orakzai u. a. m. Hier haben die Engländer um die Khabarpaslinie zwar eine ganze Kette kleiner Bergverschanzungen angelegt, aber die Besatzungen sind schwach, die Verproviantierung schwer, und die Bergbewohner sind Meister in der Kunst, das Wasser abzugraben oder abzukürzen. Die beiden Revolutionen, die der Babus und die der Truppen und Grenzstämme, entbehren zwar einer einheitlichen Leitung und haben nicht einmal Fühlung miteinander, aber der Erfolg ist langsam und sicher: die materiale Macht der englischen Herren wird durch die zahllosen kleinen verlustreichen Kämpfe erschüttelt, und ihr moralisches Ansehen sinkt damit immer mehr.